

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I

Spiel eines Chinesen mit ewigen Dingen. Obwohl es wahrhaftig der Mühe wert ist, zumal heute, sich von dem Vierhundertmillionenvolk Chinas genauere Vorstellungen zu machen als die des durchschnittlichen Zeitungslesers, wird man sich zu dem Zwecke nicht gern einem Führer wie Lin Yu Tang anvertrauen, der schon in der Vorrede seines Buches »Mein Land und mein Volk« (Stuttgart 1938) frischweg erklärt (S. 13), er teile nur seine »persönliche Auffassung« mit, die er sich zwar »nach manchem langen schmerzlichen Nachdenken, nach vieler Lektüre und Selbstbetrachtung« errungen habe, für die er aber keinen »Beweis« erbringen wolle. Er bekennt geradezu: »Die Wahrheit läßt sich nämlich nie beweisen, man kann sie nur andeuten.« Das darf man keinen Augenblick vergessen, wenn man diesen Dilettanten des Lebens auf mehr als 400 Seiten über Charakter, Geist und Ideale, über Literatur und Kunst, über Leiden und Freuden des chinesischen Volkes plaudern hört: »Ich selber«, schreibt er (S. 140), »der ich früher Christ war und jetzt Heide bin, habe mich zu folgender Auffassung durchgefunden: gewiß verleiht die Religion mit ihren fertig vorliegenden Antworten auf alle diese Lebensfragen den Menschen Frieden, sie mindert dabei aber ganz offensichtlich das Gefühl für das unergründliche Mysterium und die ergreifende Traurigkeit des Lebens, mindert mit andern Worten das Poetische. Der christliche Optimismus tötet die Poesie.«

Ist das, selbst wenn es wahr wäre, irgendwie von Belang angesichts der Werte, um die es sich bei der Frage nach einer Religion handelt? Aber dem Verfasser ist es ja nicht um Beweise zu tun. Daher behauptet er auch unbekümmert (S. 134 f.): »Sich für eine Seele ein Leben von einer halben Million Jahre wünschen und dann immer noch nicht zufrieden sein, das ist ein Grad der Abgeschmacktheit, wie er einem östlichen Geist einfach unsäglich ist. Aus diesem Grund ist es auch nichts Rechtes mit den zum Christentum bekehrten Chinesen, und wenn man auf ihre Bekehrung nicht verzichten will, so sollte man sie wenigstens alle Quäker werden lassen; denn das ist noch die einzige Art des Christentums, die ein Chineser verstehen kann. Das Christentum als eine Haltung dem Leben gegenüber kann dem Chinesen sehr wohl Eindruck machen, die christlichen Bekenntnisschriften und Dogmen aber werden in diesem Fall doch immer zu kurz kommen, und zwar nicht, weil eine überlegene konfuzianische Logik, sondern weil das ganz gewöhnliche praktische Denken des Konfuzianismus ihnen den Garaus macht.« Durch den Konfuzianismus seien die Chinesen erdgebunden, und »eine gewisse Engstirnigkeit« kennzeichne ihr Lebensideal (S. 135 f.); allerdings habe sie der Konfuzianismus »nie ganz befriedigt«, und sie hätten »diesen Mangel« durch einen »taoistischen oder buddhistischen Supernaturalismus« ausgeglichen (S. 137).

Warum Lin Yu Tang die »persönliche Auffassung« hat, seine Volksgenossen verlangten zwar nach »Supranaturalismus«, nur nicht nach christlichem, versteht man besser, wenn man bei Léon Wieger S. J. in seiner aus dreißigjährigen Studien auf chinesischem Boden entstandenen »Histoire des croyances religieuses et des opinions philosophiques en Chine« (2. Aufl. Sien Hsien 1922, S. 704) liest: Weil der Konfuzianismus »ein materialistischer Positivismus ist, stehen die gebildeten Chinesen ohne weiteres mit den Materialisten und Positivisten der ganzen Welt auf gleichem Fuße«. In den früheren wie in den jetzigen Kämpfen zwischen Konfuzianismus und Christentum spielt die Person des Konfuzius keine Rolle, sondern »es handelt sich wie überall sonst um den Kampf des Positivismus gegen die Offenbarung, des Materialismus gegen die Anerkennung des Geistigen«. Wer sich in China unter Menschen und Büchern etwas umgesehen hat, ist vielen begegnet, die über den Sinn des Lebens ähnlich denken wie Lin Yu Tang, aber daneben gibt es auch in akademischen Kreisen, im Großhandel und in der öffentlichen Verwaltung echtes Christentum. In schönen Kirchen sieht man dichte Scharen bei der Messe wie beim Rosenkranz ehrfürchtig die Gebete mitsprechen, und fast drei Millionen chinesischer Katholiken, an ihrer Spitze eine stattliche Zahl eingeborener Priester und Bischöfe, beweisen unter schweren Opfern ihr Verständnis für Dinge, die nicht von dieser Erde sind, und auf die Dauer hat sogar ihre Brauchbarkeit für diese Erde dabei gewonnen – eine Erfahrung, die von Amerika her eine beachtenswerte Bestätigung erhält.

Amerikanische Furcht vor dem Leben. Wie in den Vereinigten Staaten die Menschen mit dem Leben fertig werden, beleuchtet eine Aufsatzreihe des »Atlantic Monthly«, der am meisten gelesenen unter den ernstesten Monatschriften des Landes. Sie hat seit dem Sommer 1938 immerfort Briefe von Männern und Frauen unter dreißig Jahren veröffentlicht, um klarzustellen, was die Nachkriegsjugend begeistert oder beunruhigt. Im Augustheft (S. 254 f.) schrieb eine Frau von 25 Jahren, die höhere Schulen besucht und einen Doktor der Geschichtswissenschaften geheiratet hatte, sie sei »körperlich gesund, geistig weniger«, denn sie zittere beim Anblick der Welt von Roheit und Ungerechtigkeit, in die heute ein amerikanisches Kind geboren werde. Auf wirtschaftliche Sicherheit sei kaum zu rechnen, und wer sie schließlich für sich selber gewinne, leide dennoch unter dem Elend zahlloser Mitmenschen. »Auch würde das Kind von seinen Eltern nicht lernen, in Sturm und Drang bei der Kirche Trost zu suchen; denn uns erscheint die Kirche nur als ein Zufluchtsort gefühlseeliger Drückeberger.«

Darauf antwortete im Oktoberheft (S. 496 f.) ein presbyterianischer Pfarrer von 29 Jahren, früher Kaufmann und seit einem Jahre verheiratet, ihm sei gewiß nicht unbekannt, worauf sich das Kind, das er in einigen Monaten von seiner Frau erwarte, gefaßt machen müsse. Aber die Brieffschreiberin möge ihren geschichtlich geschulten Mann einmal fragen, ob denn in früheren Jahrhunderten nicht immer wieder Zeiten voll Schrecken über die Menschheit hereingebrochen

feien. Jedenfalls empfehle das Christentum keine weiche Weltflucht, sondern sein Gründer habe vorausgesagt: »In der Welt werdet ihr Bedrängnis haben.« Junge Eheleute müßten tief überzeugt sein, daß Gottes Vorsehung über aller Wirrnis der Zeit waltet, und daß seine Kirche den Menschen der Gegenwart nicht zu behaglichen Ufern, sondern in die wilde Strömung ruft, dort um den Sieg des Guten zu ringen. Mit freudigem Stolz schicke ein christlicher Vater sein Kind, ob Sohn oder Tochter, in diesen herrlichen Kampf gegen alles Böse. Übrigens habe auch der mit schwierigen Seelenzuständen sehr vertraute Direktor des Newyorker Psychological Service Center festgestellt, daß kirchlich gläubige Menschen dem Leben zuversichtlicher gegenüberstehen.

Es muß ja vergeblich sein, von dem wahren Gott völlig absehen und dennoch die irdische Wirklichkeit, deren letzter Grund er ist, richtig erkennen und in unser Leben sinnvoll einordnen zu wollen. Selbstverständlich ersetzt der Gottesglaube nicht alle andern Voraussetzungen wirtschaftlicher oder politischer Erfolge, aber auch wo die einem Volke so bescheiden zugemessen sind wie dem polnischen, ist ihm die religiöse Seelenhaltung eine unerfetzliche Kraftquelle.

Polnische Frömmigkeit. Nicht mit Unrecht hat die »Frankfurter Zeitung« (4. Dez. 1938, Reichsausgabe) in einem langen Aufsatz über Polens »nationale und kulturelle Grundkräfte« der Religion den ersten Platz gegeben. Wer aufmerksam durch Polen gereist ist, und schon wer mit ehrlichem Verstehenwollen die polnischen Arbeitskräfte, Männer wie Frauen, beobachtet hat, die jetzt wie-der zahlreich auf norddeutschen Gütern erscheinen, wird sich nicht wundern, daß der Berichterstatter zu allen Tageszeiten Beter in den Kirchen sah, oder daß er in einem »eleganten Laden« und in einem Kaffeehaus eine brennende Ampel vor dem Bilde der Muttergottes von Czenstochau fand, »das auch Regimentsfahnen schmückt«. Er war an der Ostra Brama in Wilna Zeuge, wie Scharen von Gläubigen auf der Straße knieten, als das berühmte Marienbild sichtbar wurde und die Orgel erklang. »Passanten kommen durch das Tor unter die Gläubigen«, fährt er fort. »Sie tragen den Hut in der Hand, solange sie durch den Raum dieser Straße gehen. Jeder tut es, ob Christ oder Jude, Bauer oder Student, Beamter, Handwerker oder Universitätsprofessor, er tut es zu jeder Tageszeit, ob das Bild enthüllt ist oder nicht, er tut es auch, wenn er im verdeckten Auto durchfährt.« In Warschau beobachtet der Berichterstatter an einer Kirche, »wie der Junge auf dem Fahrrad vor dem Portal die Mühe zieht, der Straßenbahnschaffner, während er dem Fahrgast Geld herausgibt, der Offizier auf der Plattform, der Schüler, der Briefträger. Doch erweisen nicht alle die Reverenz. Ist es die Großstadtluft, ist es die Abkehr von der Tradition, was sie anders handeln läßt?«

Es wird in der Hauptsache denselben Grund haben, mit dem Emil Janssen S. J. eine ähnliche Erscheinung bei manchen seiner im allgemeinen nicht weniger frommen flämischen Landsleute erklärt (»Streven«, Jahrg. 1938, S. 660): »In dem, was man moderne Kultur nennt, stehen wir Flamen etwas zurück. Unterschiedslos übernehmen wir vom Auslande das Dekadente mit dem Ge-

funden, das Perverse mit dem Befreienden. Und bisher ist kein so verderbliches Gift bei uns eingedrungen wie die Verherrlichung des Zweifels und der Zerrissenheit als des einzigen Mittels zur inneren Vertiefung, wie der skeptische Individualismus zur Behauptung der Persönlichkeit, wie der düster agnostische Fatalismus, dem das Leben ein erfolgloser Leidensweg ist, wie der sexuelle Hedonismus als Naturnotwendigkeit! Wer nur eben mit dem gebildeten Mittelstand Flanderns in Berührung gekommen ist, hat mit Entsetzen diese Verwüstung wahrgenommen.«

Es würde also darauf ankommen, das überall werdende »Moderne« nicht so kritiklos anzunehmen, und dazu hilft weniger eine feinere Bildung des Verstandes oder des Geschmackes als der feste Wille, was unter den jeweils gegebenen Verhältnissen an weltlicher Kultur erreichbar ist, nicht ohne weiteres für begehrenswert zu halten, sondern es stolz und stark an den höheren und ewigen Werten der Seele zu messen, eine überlegene Selbständigkeit, deren auch der Geringste fähig ist, und die bei dem wachsenden Verkehr zwischen Menschen verschiedener Weltanschauung von Tag zu Tag notwendiger wird.

Katholiken unter Nichtkatholiken. Zu Charakterfestigkeit gegenüber dem wechselnden Wellenschlag der Ansichten und Leidenschaften erzieht in eigenartiger Weise die von dem siebenundzwanzigjährigen Lars Eskeland 1895 in Voß bei Bergen in Norwegen gegründete Volkshochschule, die kürzlich Jan Heesterbeek S.J. besucht hat (»Studien«, Dez. 1938, S. 494 ff.). Die dort kameradschaftlich zweimal sechs Monate in getrennten Heimen lebenden Jungmänner und Mädels von 17 bis 25 Jahren sind meistens, ob sie niedere oder höhere Schulen oder schon die Universität hinter sich haben, bei ihrer Ankunft nur Namenschriften, »praktisch nach einem Wort von Professor Eskeland Heiden«. Erst durch die auf christlicher Grundlage arbeitende, nicht zunächst auf Wissensstoffe, sondern auf ehrliches Denken und entschlossenes Wollen eingestellte Volkshochschule erkennen sie, obwohl kein planmäßiger Religionsunterricht erteilt wird, was Christentum eigentlich ist. Mit Überraschung erfahren sie aus den Gesprächen des allverehrten Gründers, der vor Jahren, als er katholisch wurde, die Leitung der Schule niederlegen mußte, aber Professor blieb, daß ihnen gerade über die katholische Kirche die tollsten Vorurteile anerzogen worden sind. Auch wenn sie dann allerlei hindert, dem Beispiel Eskelands zu folgen, haben sie doch von ihm gelernt, daß die religiöse Frage viel ernster zu nehmen ist, als sie es bis dahin getan hatten, und sie haben sich die Charakterfestigkeit erworben, auch vor Andersdenkenden für ihre Überzeugung einzustehen. In der norwegischen Presse kehren von Zeit zu Zeit Beispiele wieder, und auch auf Reisen in Norwegen konnte ich mich davon überzeugen, daß es unter den verhältnismäßig wenigen Katholiken nicht an Apostel-seelen fehlt, die sich unablässig und taktvoll bemühen, suchende Nichtkatholiken an der sie beglückenden Wahrheit teilnehmen zu lassen.

In welchen Formen dieser allumfassende Wille Christi von Priestern und Nichtpriestern auszuführen ist, hängt natürlich sehr von der Verschiedenheit gefell-

schaftlicher Sitten ab. Was in angelsächsischen Ländern, aber vielleicht nicht nur in ihnen, möglich ist, zeigen Äußerungen des englischen Jesuiten C. C. Martindale, der im Londoner »Month« (Okt. 1938, S. 328f.) schrieb, die Katholiken müßten sich mit Andersdenkenden mehr »im Vortragssaal, im Besuchzimmer, in der Bar« auseinandersetzen. »Aber sollen denn Geistliche in die Bar gehen? Nein. Das ist wieder ein Beispiel, daß wir Laien brauchen, die unsere Sache zu vertreten wissen.« Aber auch der Geistliche müsse neue Wege suchen. »Einmal wurde ich von einer Baptistenkirche eingeladen, ihr den katholischen Standpunkt darzulegen. Ich tat es. Bei einem folgenden Mal kamen aus der Nachbarschaft einige mir unbekannte junge Katholiken in meine Wohnung und drückten ihre Verwunderung aus, daß ich in einer Baptistenkapelle gesprochen hätte. Das stimmte nicht; denn ich hatte in einem angebauten Saal neben der alten Kapelle Bunyans gesprochen. Aber warum hätte ich nötigenfalls nicht in der Kapelle sprechen sollen? Kein vernünftiger Mensch hätte eine solche Rede in der Kapelle als *communicatio in sacris* bezeichnen können. Jedenfalls bestieg bei der Eröffnungsfeier des Doms in Sydney der baptistische Ministerpräsident von Neu-Südwaales die Kanzel und hielt die beste Rede von uns allen. Was wollen wir denn eigentlich? Daß die Leute unsern Glauben kennen lernen. Sehr gut. Wenn sie nicht zu uns kommen wollen, müssen wir zu ihnen gehen ... Und wenn 90 Prozent der modernen Propaganda in die Nachtstunden verlegt werden, so brauchen wir eben ein Nachtapostolat, ganz gleich, ob der Apostel am folgenden Morgen um 6 Uhr aufstehen muß oder nicht.«

Mögen solche Gedanken sich manchenorts nur vorsichtig in die Wirklichkeit überführen lassen, sie legen wenigstens nahe, die Missionierung der Gegenwart - und der Vergangenheit - mit weiterem Blick zu betrachten, als es oft geschieht.

Germanentum und Christentum. Es ist der katholischen Missionswissenschaft nicht fremd, daß die Bekehrung eines nichtchristlichen Volkes immer von einer Auseinandersetzung des Christentums mit der vorgefundenen Religion ausgeht. In diesem Sinne stellte nun Professor Walter Baetke von der Universität Leipzig (»Forschungen und Fortschritte, Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft und Technik«, 10. Nov. 1938, S. 365f.) die »Forderung«, die Christianisierung der Germanen »als einen Teil der germanischen Geistes- und Religionsgeschichte zu begreifen«. Es genüge aber nicht die berechtigte Frage: »Wie hat der religiös denkende und fühlende Germane sich mit der Botschaft des Evangeliums innerlich auseinandergesetzt - was hat ihn von seiner Religiosität aus am Christentum angezogen oder abgestoßen?« Vielmehr liege »das zentrale Problem« in der Tatsache, daß die germanische Religion »eine nationale Kultreligion war«. Deshalb ist diese Religion »Volksache in dem umfassenden und fundamentalen Sinne, daß sie die Grundlage des gesamten staatlichen, sozialen, rechtlichen und sittlichen Lebens bildet«. Besonders aufschlußreiche Beispiele bietet Island, dessen Bekehrung Baetke schon vor zehn Jahren quellenmäßig dargestellt hat.

Also habe man in den letzten Jahren der Frage, »ob und wie weit die germanischen Stämme mit Gewalt bekehrt wurden«, eine »übertriebene Bedeutung« beigelegt. Man darf »nicht ohne weiteres annehmen, daß die Einführung der neuen Religion mit politischen Mitteln, etwa durch Gesetz oder einen Befehl des Königs, das religiöse Gewissen der Germanen vergewaltigte. Wenn sie Widerstand leisteten, so hatten sie meist andere als Gewissensgründe. Ihre eigene Auffassung von der Religion als einer Sache des Volkennomos mußte es ihnen vielmehr natürlich erscheinen lassen, daß – wie im Fall Widukinds – die Unterwerfung unter einen christlichen Herrscher den Übertritt zum Christentum nach sich zog. Ja, man kann noch weiter gehen und behaupten, daß die religiösen Vorstellungen der Germanen dem Christentum in vielen Fällen die Steigbügel gehalten haben.« Auch bei den Ostgermanen sei entscheidend gewesen, daß ihr Eintritt ins römische Reich durch Bundesvertrag für sie »den Übergang zu einer neuen politischen Existenz bedeutete«. Denn »da Religion für sie nicht nur eine Seite des völkischen Lebens, sondern auch die Grundlage des Staatslebens war, bedeutete die Annahme des Christentums für sie die nach ihren eigenen Vorstellungen unvermeidliche Folgerung aus der Tatsache, daß sie im Herrschaftsbereich eines fremden Machthabers Land nahmen. Ihr Glaubenswechsel war die religiöse Seite einer tiefgreifenden Wandlung ihres nationalen Bewußtseins, die sich im Laufe der Völkerverwanderung vollzog.«

Dem katholischen Theologen ist es auch aus andern Ereignissen der Missionsgeschichte durchaus begreiflich, daß den damaligen Germanen die entscheidende Frage an jede Religion, die Wahrheitsfrage, durch den Volkswillen gelöst schien und von ihnen noch nicht so klar als ganz persönliche, unter eigener schwerster Verantwortung zu prüfende Gewissensfrage empfunden wurde.

II

Der deutsche Vierjahresplan und die Seelforge. Oft ist im pastoralen Schrifttum der deutschen Katholiken auf die großen Schwierigkeiten hingewiesen worden, die für die Seelforge aus der Bevölkerungsverteilung in vielen Gebieten seit langem entstanden sind. So liest man im »Priesterjahrheft des Bonifatiusvereins 1938« (S. 65), daß es im Bistum Erm land katholische Kirchengemeinden gibt, zu denen 100 bis 400 politische Gemeinden gehören. Ebenso haben sich neue Anforderungen an die Seelforge aus gewaltigen Verschiebungen im katholischen Volksteil infolge vermehrter Bautätigkeit, infolge des allgemeinen Arbeitsdienstes, des Landjahres und der Industrieverlagerung ergeben. Wenige machen sich aber eine zutreffende Vorstellung von der Größe der Aufgaben, die der Kirche mit nie gesehener Schnelligkeit in den bisher ländlichen Gegenden zwischen Salzgitter und Braunschweig erwachsen. Hier müssen, wie Staatsrat Mainberg in einem Aufsatz über »Sozialprobleme der Hermann-Göring-Werke« schrieb (»Der Vierjahresplan«, Jahrg. 1938, S. 518 ff.), »in den nächsten Jahren rund 150 000 Menschen angesiedelt und untergebracht werden ... Es wird in diesem Gebiet eine ganz

neue Stadt entstehen mit einem eigenen kommunalen Leben, riesigen Verkehrsanlagen, um den Verkehr zu den Arbeitsstätten, der immer nur ein Stoßverkehr ist, bewältigen zu können. Kulturbauten, Schulen müssen errichtet werden. Krankenhäuser werden notwendig sein; die gewerbliche Wirtschaft wird in diesem Gebiet vor gewaltige Aufgaben gestellt. Dabei ist zu bedenken, daß diese Strukturwandlung vom rein ländlichen zum städtisch-industriellen Gebiet innerhalb weniger Jahre vor sich gehen muß. Ein solcher Vorgang ist in der ganzen Welt einzigartig.« Nach Blättermeldungen wurde auch auf der dritten Reichstagung des deutschen Volksbildungswerkes Ende Oktober 1938 in Hannover betont, daß es sich bei den 40 000 Arbeitern, die schon jetzt für die Hermann-Göring-Werke zusammengeströmt seien und demnächst Frau und Kinder holen müßten, nicht nur um wirtschaftliche Betreuung, sondern um gewaltige Aufgaben geistiger Menschenführung handle.

Es ist klar, daß für Katholiken die kirchliche Seelenführung in dieser Fabrikstadt ebenso ihre lebensvollen Mittelpunkte verlangt wie in den von Mussolini gegründeten und mit prächtigen Gotteshäusern geschmückten Städten der Provinz Littoria. Aber da in Deutschland der Katholizismus nicht wie in Italien Staatsreligion ist, wird sich auch hier bewahrheiten müssen, was der Rottenburger Generalvikar über die allgemeinen Aufgaben der christlichen Nächstenliebe geschrieben hat (Caritas Nov. 1938, S. 332): »Wir dürfen niemals den Irrtum aufkommen lassen, als ob die christliche Caritas einmal überflüssig werden könnte. Wenn wir auch alle sozialwirtschaftlichen Maßnahmen und alle gigantischen Veruche vonseiten des Staates und der Gemeinde zur Steuerung der Not dankbarst anerkennen, so wird doch der Caritas immer noch genügend leibliche und seelische Not zu stillen verbleiben.«

Paria=Leben. Trotz hoher Anforderungen der Heimat kann die Nächstenliebe, wie sie der Heiland aller Menschen gelehrt hat, niemals vergessen, daß anderswo oft noch schmerzlichere Leiden der Hilfe bedürfen. Einem Privatberichte des indischen Missionars S. C. Münch S. J. entnehme ich über das Alltagsdasein der Kastenlosen ergreifende Schilderungen. Die in jungen Jahren überraschend gut aussehenden Körper brechen bald wegen Unterernährung und Überarbeit zusammen. In verhältnismäßig seltenen Fällen findet der Paria eine Stelle als Koch, Soldat, Polizist oder Dorfschullehrer, meist wandert er als Arbeiter in die Häfen des Indischen Ozeans und noch häufiger in die Plantagen der beiden Riesenhalbinseln. »Abends kauern sie am Wegrand vor der Tür des Herrn; denn sie können die Schwelle nicht übertreten, ohne sie gesetzlich zu verunreinigen. Geduldig warten sie auf den magern Taglohn, der oft in Naturalien gezahlt wird, und wenn der Herr die Entlohnung aufschiebt, müssen sie nicht selten ohne Essen zu Bett gehen.« Ist die Jahreszeit der Landbebauung zu Ende, bleibt ihnen nichts übrig, als die Frauen oder Töchter stundenweit Futtergras suchen zu lassen. Sobald ein Bündel gesammelt ist, wird es an den Straßenrand gelegt, bis nach langem Warten ein Fuhrmann kommt, der es kauft.

Die Notwendigkeit, sich überall anzupassen, hat die Parias höflich, sanft, gelehrig, aber auch infolge der jahrhundertelangen Unterdrückung lügnerisch, knechtisch, und wenn sie zu Wohlstand gelangen, überheblich gemacht. Im Grunde haben sie aber ein starkes Gefühl für Gerechtigkeit und für Güte. Die Sittlichkeit steht kaum unter der von Kastenleuten. Selbst bei Katholiken kommt es oft vor, daß der Bräutigam die Braut entführt und dann eine Geldstrafe zahlen muß. Mag aber ein christlicher Paria noch so viele Gebote übertreten, seinen Glauben verleugnet er selten, das Gebet unterläßt er nicht, und im Tode verlangt er priesterlichen Beistand. Die Missionare sind die tätigsten Helfer dieser Bedrückten, wie das unter ähnlichen Verhältnissen auch bei den afrikanischen Negeren immer wieder festgestellt worden ist.

Soziale Leistungen der christlichen Missionen in Afrika. Was die Missionare, katholische wie protestantische, noch heute für die weltliche Kultur der schwarzen Bevölkerung Afrikas tun, ist so bedeutend, daß auch eine geographische Darstellung des Erdteils daran nicht vorbeigehen kann. In dem bekannten, durch fachmännische Bearbeitung und überaus reichen und kritisch gewählten Bilderschmuck ausgezeichneten »Handbuch der geographischen Wissenschaften« legt der von Klute, Wittschell und Kaufmann verfaßte Band »Afrika in Natur, Kultur und Wirtschaft« (Potsdam o. J., Athenaion, geb. M 42.90) davon auf vielen Seiten Zeugnis ab. Professor Klute, der von den rund 500 Seiten bloß die 130 über Nordwestafrika, die Sahara und Ägypten nicht selber geschrieben hat, warnt schon in der langen Einleitung (S. 75 f.), wie es die Missionare von jeher getan haben, vor einer »allgemeinen Lösung« des »Schwarzweißproblems«: dazu seien »die geistigen Eigenschaften und die kulturellen Stufen der Neger viel zu verschieden«. Ruhig wägt er Vorteile und Schäden der in Afrika eindringenden weißen Zivilisation ab. Ohne Zweifel werde »die Europäisierung in Sprache, Konfession und vielem andern« nach den Richtlinien der Kolonialmächte vor sich gehen, aber sie schließe eine künftige Negerkultur eigener Prägung nicht aus. Denn »den Schwarzen jede Fähigkeit abzusprechen, sich als Volkskörper einmal auch innerhalb der Kulturwelt selbst zu behaupten und zu verwalten, ist unrichtig und eine zivilisatorische Überheblichkeit«.

Blättert man darauf den Band bis zu Ende durch, so findet man das oft und oft gerade durch die Erfolge der christlichen Missionsarbeit bestätigt. In Sierra Leone (259 f.), in Uganda (343 f.), in Ostafrika (369), im Kongo (311), in Kamerun (366) stellen die eingeborenen Christen wertvolle Kräfte für die öffentliche Verwaltung und die Wirtschaftsführung. Die Schulen der Missionen bestehen mit Ehren die Kritik auch in so rasch fortschreitenden Gebieten wie Rhodesien (389) und Basutoland (431), nicht zuletzt in der Südafrikanischen Union (445). Nimmt man dazu die hohen Verdienste der Missionare um die wissenschaftliche Erforschung von Land und Leuten (z. B. 47 297), so müßte man sich wundern, wenn ihr segensreiches Wirken von den Regierungen nicht geschützt und auch wirtschaftlich begünstigt würde.

Der Steuerkrieg der Bolschewisten gegen die Religion. In Rußland geht die Regierung selbstverständlich darauf aus, die Religionsgemeinschaften auch wirtschaftlich zu vernichten. Nach russischen Berichten wurden allein im Jahre 1937 wegen Unfähigkeit zur Steuerzahlung 1100 schismatische Kirchen, 115 Synagogen, 110 Moscheen, 240 katholische Kirchen und Kapellen, 61 protestantische Bethäuser geschlossen. Trotzdem sind für das Jahr 1938 die Gebäudesteuern der Kirchen um 120 Prozent erhöht worden, so daß z. B. die kleinste der noch offenen Moskauer Kirchen eine Steuer von 25 000 Rubel bezahlen muß. Zur Bemessung des Wertes dieser Summe dient eine Mitteilung der von den belgischen Benediktinern in Amay-sur-Meuse im Dienste der Kirchengemeinschaft herausgegebenen und aus besonders guten slawischen Quellen schöpfenden Zeitschrift »Irénikon« (Jahrg. 1938, S. 371). Darnach betrug 1936 das höchste Gesamteinkommen einer Moskauer Pfarrei 99 143 Rubel.

Dieselbe Zeitschrift berichtete (S. 172), daß die heute in Rußland bestehenden 3389 Kultusgemeinden eine Gesamteinnahme von rund 100 Millionen Rubel haben. Sie stammt aus Spenden, aus dem Verkauf von Kerzen, liturgischen Broten, Bildern, Kreuzen usw. Die Gesamtsteuersumme belief sich aber schon 1936 auf 89 Millionen Rubel, 1937 stieg sie auf 145 Millionen. Weil die noch verbliebenen Kirchen zum Gottesdienst nicht ausreichen, verfallmeln sich die Gläubigen in Privathäusern, Schuppen und Scheunen. Unter den Andächtigen sieht man auch Staatsbeamte und Soldaten in Uniform. Auf dem Lande arbeitet oft die ganze Bevölkerung unentgeltlich an der Wiederherstellung verfallener Kirchen. Damit bestätigt sich die Bemerkung des Herausgebers der Berliner »Furche« (Dez. 1938, S. 558f.), daß der Londoner Gottlosenkongreß in Rußland als ein »Fiasko« angesehen wird. »Immer wieder findet man in den Blättern der Gottlosenbewegung unmittelbare Anzeichen dafür, daß diese Bewegung an ihrer eigenen Substanzlosigkeit schwer zu tragen hat und sich immer weniger in der Lage erweist, das tief eingewurzelte christliche Erbe Rußlands auszurotten.«

III

Das Fortleben des Kolpingschen Gemeinschaftsgedankens. Zu der am 8. Dezember 1938 zum 125. Mal wiedergekehrten Geburtstagsfeier Adolf Kolpings wurde von mehreren Seiten nachdrücklich hervorgehoben, daß die Sendung dieses Gefellenvaters, weil er eben weit mehr war als Gefellenvater, unter den heute ja von Grund auf geänderten sozialpolitischen Wirkungsbedingungen keineswegs zu Ende ist. Dr. Karl Zimmermann erinnerte in »Theologie und Glaube« (Jahrg. 1938, S. 668) an Kolpings programmatische Worte zur Gründung seines Elberfelder Jünglingsvereins: »Die katholische Kirche ist im ausgezeichneten Sinne eine Familie ... Daran erkennt man eine katholische Genossenschaft, daß sie eine Familie ist, und um so katholischer ist sie, als sie der Idee einer Familie am nächsten kommt oder sie annähernd erreicht.« Kolping habe sich auch mit seinem Gefellenverein gleich anfangs von bloß »zeitgeschichtlich

bedingten sozialpolitischen und sozialreformerischen Bestrebungen« abgewandt, weil er »ganz klar sah, daß es für die Zukunft der Kirche im Volke nicht so sehr auf schnelle, von der Entwicklung der Zeit vielleicht bald überholte Zustände-Reformen ankam, sondern in erster Linie auf gläubige, lebensstüchtige Männer, die ganze Christen und ganze Bürger ihres Volkes und daher fähig sind, in Familie und Haus, in Beruf und Wirtschaft die christliche Ordnung der Gerechtigkeit und Liebe, der Ehre und Treue aufzurichten.« Vergebens hätten Kolpings Freunde, hätte sogar Bischof Ketteler sich bemüht, ihn zur Beteiligung an damaligen, sehr lebhaften handwerkspolitischen Bestrebungen zu vermögen (S. 666 f.). Auch in der Festnummer des »Kolpingsblattes« (1. Dez. 1938, S. 185) weist Dr. F. J. Wothe die durchaus familienerzieherische Richtung Kolpings nach und schließt, daß mit dem Ende des sogenannten »sozialpolitischen Katholizismus« in Deutschland für Kolpings Wirken eine »größere Stunde« angebrochen sei: »Kolping tritt den Weg in die christliche Familie an – ein Weg zwar ohne große Organisation und Verein, ein Weg aber, gemäß alter Kolpingtradition, durch die Mitte begeisterungsfähiger und liebender Herzen.«

Daß ebensoviel Wert auf den Familienverband wie auf die Persönlichkeit gelegt wird, entspricht Gedanken des heutigen staatlichen Deutschlands, wie sie in der »Juristischen Wochenschrift« (8. Okt. 1938, S. 2573) Rechtsanwalt Hermann Reuß, Dozent der Berliner Verwaltungsakademie, in die Sätze faßte: »Da der Nationalsozialismus das Volkstum nicht als eine nur vegetativ-biologische Einheit, sondern als einen Kosmos kultureller Werte erhalten und fördern will, ist es nur folgerichtig, daß er innerhalb der Volksordnung auch jene Auflockerung und Auflichtung bejaht, ohne die der einzelne als Teilträger der völkischen Kulturwerte verkümmern und damit auch die Mission des gesamten Volkstums unerfüllbar würde. . . . Wegen dieser Gemeinschaftsbedeutung des Lebensraumes des einzelnen ist es erklärlich – und unabweisbar –, daß auch die staatliche Verwaltung den persönlichen Lebensspielraum des einzelnen achten und wahren muß.«

Katholischer Kämpfergeist in Spanien. Der persönliche Freiheitsdrang gefährdet bei den Spaniern, was nicht allgemein bekannt ist, den Gemeinschaftsgeist viel schwerer als bei uns Deutschen. In einem umfangreichen Werke zur Arbeiterzyklika Leos XIII. (Valencia 1895) schrieb z. B. der spanische Jesuit Antonio Vicent angesichts der Fortschritte des anarchischen Individualismus (S. 291): »Der südlichfeurige und unbändige Charakter der Spanier neigt mehr zum Anarchismus als zum Sozialismus, wenn der Arbeiter einmal seinen katholischen Glauben verloren hat.« Daher ist es nicht zu verwundern, daß die führenden Köpfe im Lager Francos den für den opfervollen Kampf unerläßlichen Gemeinschaftsgeist ganz besonders durch die Religion zu stärken suchten. »Die Falange will«, heißt es in der Propagandazeitschrift »Fe« des Innenministeriums in Burgos (Jahrg. 1938, Nr. 2, S. 170 f.), »daß mit frohem Sport und Volksliedern eine auf die Liturgie gegründete, um die Pfarrei als kirchliche Einheit aufgebaute religiöse Bildung ebenso verbunden werde

wie eine soziale Bildung auf Grundlage der Familie, der Gemeinden und der Syndikate als der natürlichen Einheiten, aus denen die Nation erwächst.«

Selbst bei den Frauen hat sich ein religiösgefählter Kampfwille von über= raschender Härte entwickelt. Die Herzogin de la Rochefoucauld brachte von einer Autofahrt durch Franco=Spanien (*»Revue de Paris«*, 1. Okt. 1938, S. 511 ff.) ein Stück aus einer Werberede mit, in der die Gründerin der weiblichen Falange, Pilar Primo de Rivera, die Tochter des verstorbenen Diktators, die Mädchen ihres nun fast 600 000 Mitglieder zählenden Bundes ermahnt, den hohen Sockel, auf den sie schwärmerisch den Mann gestellt hätten, etwas zu erniedrigen. »Der Mann«, sagte sie, »ist von einer alles verheerenden Selbstsucht; die Frau dagegen verfährt sich fast immer mit einem Leben der Unterordnung, des Dienstes, des Opfers für die ihr gestellte Aufgabe.... So ist es in unserer Falange.... Wir müssen bereit sein, uns verwunden und zerreißen zu lassen, wir müssen dem Tod, wie es unsere Besten gelehrt haben, als einer Pflicht unseres Dienstes entgegensetzen.« Politisches Vorbild ist ihnen allen, berichtet die Herzogin de la Rochefoucauld, Isabella die Katholische, und die hl. Theresia von Avila ist ihre himmlische Schutzfrau. Auf den Werbebildern für die Liebes= gaben, die von jungen Mädchen in die vordersten Linien der Front gebracht werden, steht unter einem weißen Kreuz und einem sterbenden Soldaten die Inschrift: »Für Gott gibt es keinen unbekannten Helden.«

Religiös befeelt ist auch das »Auxilio social«, der gewaltige, von Frau Mercedes Sanz Bachiller geleitete Verband, der mit Zehntausenden von Karten den Nach= richtendienst zwischen den Lazaretten und den Angehörigen versieht, den Arbeits= losen und sonstwie Bedürftigen monatlich vier Millionen Mahlzeiten austellt und überhaupt fast alle Liebestätigkeit zusammenfaßt. Von der zweiten Jahres= feier seines Bestehens meldete die in Saragossa erscheinende Tageszeitung »Heraldo de Aragón«, Nr. 15 047, 1. Nov. 1938) das herzlichste Zusammengehen weltlicher und kirchlicher Behörden. In Saragossa wurde die Weihe dieses nationalen Werkes an die Muttergottes während einer stark besuchten Kom= munionmesse erneuert. In Bilbao versammelten sich in der Vinzenzkirche »mehr als 3500 Andächtige, an ihrer Spitze die örtlichen Amtsträger der nationalen Bewegung, und sie alle gingen zur Kommunion.«

Schwache mexikanische Hoffnungen. Aus grausamen, wenn auch militärisch mit geringeren Mitteln als der spanische Bürgerkrieg geführten Kämpfen scheint in Mexiko wieder ein regeres Kirchenleben aufzublühen. Der katholische Professor James A. Magner in Chicago, der in den letzten Jahren Mexiko mehrmals besucht hat, erzählt von seiner letzten fünfwoöchigen Sommer= fahrt durch das weiträumige Land in der Newyorker Wochenschrift »America« (29. Okt. 1938, S. 78 f.), die Bischöfe seien mit Ausnahme von dreien alle wieder in ihren Sprengeln. »Die Kirchen sind in allen Staaten, Tabasco ausgenommen, voll von Gläubigen, die Priester sind aus ihren Verstecken hervorgekommen, lesen wieder öffentlich Messe und spenden die Sakramente. Hier und da ver=

haftet man noch einen nicht staatlich eingetragenen Priester wegen Beichthörens, aber gewöhnlich wird die Sache schon nach einigen Stunden friedlich beigelegt.«

Dagegen bleiben die Kirchengebäude Staatseigentum, auch wenn aus freiwilligen Beiträgen neue errichtet werden, und sobald in einem Hause eine Organisation für kirchliche Erziehung oder für andere religiöse Zwecke entdeckt wird, nimmt der Staat es in Beschlag. In den Schulen erzwingt die Regierung religionslose und völlig marxistische Erziehung. Allenthalben bemerkt man zwar eine zunehmende Vertiefung der Glaubensfestigkeit. Auch arbeitet man emsig an einer besseren religiösen Schulung auch der Erwachsenen, und geistige Führer werden herangebildet, die mit den großen geschichtlichen Verdiensten der katholischen Kirche um das Land vertraut sind. Leider besteht jedoch einstweilen keine Aussicht auf Änderungen in der Bundesverfassung, und das bedeutet nicht nur die Fortdauer »einer marxistischen Volkswirtschaft, sondern die allgemeine Zwangserziehung zu marxistischer Seelenhaltung«.

IV

Liberaler Erbschaft. An die »Mitteilungen des Schweizerischen Bundes gegen die unsittliche Literatur und der Schweizerischen Vereinigung für sittliches Volkswohl« (Sept./Okt. 1938, S. 30f.) schrieb eine Frau der Großstadt, sie habe in ihrer Jugend ziemlich viel Freiheit gehabt, sich auch »ein paar large Sachen« gestattet und von Sittlichkeitsvereinen nicht viel gehalten. Jetzt aber sei ihr auf der Suche nach einer Hausangestellten die »Fragwürdigkeit der heutigen Mädchen-erziehung« völlig klar geworden, und wenn ihre Tochter einmal herangewachsen sei, werde die »etwas weniger Freiheit« haben. Aus den genauen Angaben über die angebotenen Bedingungen geht hervor, daß es sich um eine wirklich gute Stelle handelt. Trotzdem sagt die Dame: »Nach drei Fehlschlägen mit gefährdeten Mädchen, die mir eine Behörde und ein Pfarramt vermittelten, glaubte ich vorläufig meiner sozialen Pflicht genügt zu haben, so daß ich nun ein vollwertiges und zuverlässiges Mädchen suchte. Ich suchte es nach zwei weiteren Fehlschlägen noch.« Die modernen Mädchen verwechselten allzu oft Freude mit Vergnügen, und eines habe ihr auf einer Autofahrt gesagt, »sie gehe lieber mit dem Freund zu Fuß«. Bald darauf konnte dieses Mädchen in einem Vater-schaftsprozess »nicht mit Bestimmtheit erklären, daß es in der Empfängniszeit mit nur einem Freunde gegangen sei«.

Obgleich es nichts Neues ist, daß sich dieser zerlegenden Geist der Ungebundenheit nicht bloß bei Unverheirateten findet, liest man mit Nutzen in der gar nicht ängstlichen »Revue de France« (1. Okt. 1938, S. 370 ff.), wie Gautier-Daunay klagt, früher hätten zerrüttete Ehen oft gehalten, weil die Frau alles hingenommen hätte; heute sei das infolge der Frauenemanzipation immer seltener. Das amtliche Frankreich habe außer übertriebener Duldung des Alkoholismus und zu geringem gesetzlichem Schutz der Frau »die Moral zerstört, indem es die christliche Geistigkeit aus allen öffentlichen Einrichtungen verbannte, ohne etwas an seine Stelle setzen zu können«. Gegenüber der rasend

wachsenden Lavine der Ehescheidungen in den westlichen Ländern Europas ist es ja ein schwacher Trost, daß in Nordamerika auf 100 000 Einwohner mehr als 160 Scheidungen kommen, dagegen in Frankreich erst 50 und in England weniger als 10. Seitdem 1923 in England auch die Frau das Recht erhalten hat, beim Ehebruch des Mannes auf Scheidung zu klagen, sind die vor dem Kriege jährlich etwa 800 Ehescheidungen auf jährlich rund 4000 angewachsen. Dabei ist die Begriffsverwirrung in manchen Kreisen so fürchterlich, daß der Mann es als ritterlich betrachtet, seiner Frau, wenn er ihr lästig wird, den erwünschten Beweis des Ehebruchs dadurch zu erleichtern, daß er ihr eine ganz deutliche Hotelrechnung in die Hände spielt.

So brüchige Charaktere genießen trotzdem allzu oft gesellschaftliches Ansehen, ihr Beispiel wirkt auf oberflächliche Menschen ansteckend, und selbst wer den schlimmsten Einflüssen entgeht, ist in äußerlichen und doch keineswegs gleichgültigen Dingen mehr von unwürdigen Vorbildern abhängig, als die Durchschnittsbeobachter des Zeitgeschehens ahnen. Beispielsweise berichtete in der »Schweizer Coiffeurmeister-Zeitung« (26. Okt. 1938, S. 291 f.) ein Fachmann, er habe sich in Paris durch umfassende Erkundigungen vergewissert, daß eine neue Frisurmode nicht, wie man fast allgemein annehme, aus einem Beschluß der maßgebenden Haarkünstler entsteht, sondern daß der erste Anstoß »immer von extravaganteren Kundinnen« gegeben wird. Für die Mode überhaupt stellte Jean Lameere von der Universität Brüssel in der »Revue de l'Institut de Sociologie« (Jahrg. 1938, S. 1 ff.) fest, es gebe immer einflußreiche Damen, die ein starkes Verlangen hätten, sich von der Mehrzahl zu unterscheiden. Der Schneider bringe dann ihr Bild in die Zeitungen, auch wenn weder sie selber noch ihr Kleid schön sei, denn etwas anderes entscheide: »Der Ruf einer Welt dame, einer Schauspielerin usw. begründet die Mode in Frankreich, der Ruf der Eleganz, den die französische Frau noch genießt, bestimmt mehr, als man denkt, die Grundlinien der Mode bis nach Amerika.« Übrigens fehlt auch in Ländern, die sich eigene Moden schaffen wollen, noch viel daran, daß nur von denen eine entscheidende Wirkung ausginge, die dazu eine sittliche Berechtigung haben. Nicht umsonst hat im Dezember 1938 die »Bewegung«, das Blatt des nationalsozialistischen Studentenbundes, mit scharfen Worten die deutschen Studenten zur Abkehr von gewissen verderblichen Modetänzen und zur Pflege einer anständigen und edeln Gefellschaftlichkeit aufgefordert.

Seit mehr als fünfzig Jahren konnte man sich in Rudolf v. Jherings zweibändigem Werke »Der Zweck im Recht« überzeugen, wie sehr diese scheinbar leichten Seiten des Lebens einer ernsten Betrachtung fähig und bedürftig sind. Gewiß wird sich der Laie selten zu solchen tieferen Untersuchungen hingezogen fühlen, aber nicht so selten sollten sich Katholiken wie Nichtkatholiken in zuverlässigen Nachschlagebüchern wenigstens über die wichtigsten Zusammenhänge dieser Dinge mit den Grundgedanken des Christentums unterrichten.

Die neueste Summe des theologischen Wissens. So zeitnahe und umfassend wie im »Lexikon für Theologie und Kirche« (Freiburg i. Br. 1930

bis 1938, Herder; geb. M 294.-), das Bischof Dr. Michael Buchberger mit fast 1200 Mitarbeitern durch Schwierigkeiten aller Art bis zur glücklichen Vollendung geleitet hat, findet man heute das weite Gebiet religiösen Denkens und Lebens bis in die mannigfaltigen Grenzfragen wohl nirgendwo dargestellt. Das Werk will kein leichtes Lesebuch sein, sondern im ersten Bande verhiess die Vorrede eine »bündige und gründliche«, aber doch auch für Nichttheologen und Nichtkatholiken geeignete Darlegung von wissenschaftlicher Genauigkeit und ohne Verletzung der gebührenden Rücksicht auf Andersdenkende. Schon die traurige Tatsache, daß in Büchern und periodischen Schriften noch immer so viel Falsches über kirchliche Lehren und Einrichtungen, über religiöse Volksbräuche und über hervorragende Männer und Frauen der christlichen Jahrhunderte wiederholt wird, müßte wahrheitsliebenden Menschen genügen, sich dieses Lexikon mit seinen sorgfältigen Literaturangaben durch Anschaffung oder durch Benützung in Bibliotheken vertraut zu machen.

Im Schlußworte heisst es mit Recht, das Werk sei »einheitlicher Guß«, nicht »eine Sammlung verschiedener Ansichten«, womit glücklicherweise, da man ja hier die ganze Weite des katholischen Gedankens zu finden wünscht, nach Ausweis der Mitarbeiterverzeichnisse nicht gemeint ist, die Vertreter irgend einer der vielen innerkatholischen Richtungen seien von der Mitarbeit ausgeschlossen. Gewiß kommen nicht überall die nebeneinander berechtigten Meinungen gleich klar und ruhig zur Darstellung. Auch nach dieser Seite hin hätte die gewaltige Leistung wohl noch gewonnen, wenn sich der in der Fachleiterliste zu Tage tretende Mangel an Stetigkeit hätte vermeiden lassen. Der bewährten, Jahrzehnte zurückreichenden lexikalischen Erfahrung des Herausgebers und der Schriftleiter des Verlags ist es rätlich erschienen, wie in der Vorrede des ersten Bandes zu lesen ist, auch mehrere von anderer Seite in langen Zeiträumen geschaffene Materialsammlungen dankbar zu verwerten, und in diesem Sinne mag es nicht nutzlos sein, schon jetzt öffentlich zu einer Mitarbeit der Tausende von Benützern für einen Ergänzungsband und eine künftige Neuauflage anzuregen. Ich beschränke mich bei diesen Bemerkungen auf mir näherliegende Stoffe des letzten Bandes.

Unter »Theater« wären statt vieler Zeilen über Volksaufführungen gerade in diesem Lexikon Angaben über die schweren grundsätzlichen Auseinandersetzungen in der patristischen und scholastischen Theologie (mit Nennung so wichtiger Namen wie Albertus Magnus, Thomas, Bonaventura, Antonin von Florenz, Mariana, Bossuet, Concina) wohl mehr am Platze gewesen. Bei den Übersetzungen der Werke Theresias von Avila hätten ein paar unzulängliche von den deutschen und französischen wegleiben und dafür die von dem Karmeliter B. Zimmerman herausgegebene englische genannt werden können. Die ungarischen und slawischen Wörter zeigen in vielen Artikeln Druckfehler. In Artikeln wie dem über Vondel wäre wohl eine weniger superlativische und genauer charakterisierende Form erwünscht. Wenn Verdi einen Artikel erhält, ist man enttäuscht, schon des »Parsifal« wegen, keinen über Richard Wagner zu finden. Für die christliche

Geistesgeschichte ist Vergil so bedeutend, daß ein Artikel über ihn kaum entbehrt werden kann. Wollte man Albert Werfer überhaupt und gar noch so eingehend behandeln, hätte Friedrich Wilhelm Weber, der in die katholische Entwicklung seiner Zeit ganz anders eingegriffen hat, sicher nicht fehlen dürfen. Eine bloße Nennung in dem übrigens für mehr als ein außerdeutsches Literaturgebiet zu dürftigen Artikel des 3. Bandes über christlich-religiöse Dichtung ist zu wenig. Wird man nicht auch einen Artikel über »Voraussetzungslosigkeit« erwarten? Oft vergessenes, aufschlußreiches Quellenmaterial dazu steht in Lujo Brentanos Buch »Mein Leben« (Jena 1931), das die spärlichen Literaturangaben des Artikels »Weltanschauungsprofessuren« nützlich ergänzt hätte.

Zusammenschluß der literaturwissenschaftlichen Forschung. Fast noch notwendiger als für die literarische Seite eines theologischen Lexikons der leitende Einfluß eines literaturwissenschaftlichen Fachmannes ist für ein neues literaturwissenschaftliches Unternehmen die redaktionelle Beteiligung eines geschulten Theologen. Unter Mitwirkung auch deutscher Gelehrter hat die »Internationale Kommission für moderne Literaturgeschichte« 1938 begonnen, durch Professor Janos Hankiss von der ungarischen Universität Debrecen die Zeitschrift »Hélicon, revue internationale des problèmes généraux de la littérature« herausgeben zu lassen. Sie erscheint jährlich dreimal im Verlag Pantheon (Amsterdam u. Leipzig, M 15.-). Für die Beiträge ist jede der fünf Sprachen internationaler Kongresse willkommen. Nur die allgemeinen Fragen der Literatur (Methode, Periodisierung, Gattungen, Psychologie und Ästhetik der Dichtung, Verbreitung, Einflüsse lokaler, sozialer, religiöser Art usw.) werden fachmäßig unter voller Freiheit für jede Richtung behandelt. Schon haben auch katholische Forscher Beiträge geliefert. Selbst für sie, erst recht für die andern, wäre es bei der geschichtlichen wie theoretischen Verflechtung zwischen Dichtung und Religion dringend wünschenswert, die Hilfe theologisch durchgebildeter Berater in Anspruch zu nehmen, damit unbeschadet aller möglichen Freiheit die tatsächliche kirchliche Auffassung, an der die literarische Forschung bei zahllosen Fragen nicht vorbeigehen kann, richtig wiedergegeben werde. Da der nächste internationale Literaturkongreß, für den sich gerade diese Zeitschrift einsetzt, vom 29. Mai bis zum 1. Juni 1939 in Lyon tagen wird, wäre Gelegenheit, mittels der Professoren des dortigen Institut Catholique nähere Beziehungen zu den literarischen Abteilungen katholischer Universitäten in allen Ländern aufzunehmen. Ebenfalls könnte, da Gegenstand des Kongresses diesmal die literarischen Gattungen sein werden, an die nicht unbedeutende Gruppe der katholischen Schriftsteller Italiens herangetreten werden, die auf ihrem fünften Kongreß in Florenz dieselbe Frage behandelt haben. Die allgemeine Zeitschrift der Mailänder Universität »Vita e Pensiero« (Oktober 1938, S. 487 ff.) brachte darüber einen Bericht, dessen journalistische Form nicht unbedingt mit Mißtrauen gegen die wissenschaftliche Brauchbarkeit der führenden Köpfe des Kongresses zu erfüllen braucht.